



MUSEUMSVEREIN
SCHAFFHAUSEN

«Zwei ungleiche Schwestern, Fanny und Mentona Moser»

Vortrag Roger Nicholas Balsiger, Schloss Au, 6. September 2023



Heute stelle ich Ihnen zwei Schwestern aus meiner illustren – wenn auch nicht stets erhabenen – Verwandtschaft vor, die in ihrem Naturell ebenso ungleich waren, wie sie sich – allerdings mit derselben Besessenheit – pionierhaft mit unterschiedlichen Themen befassten: Fanny Moser (meine Grosstante) und Mentona (meine Grossmutter), welche letztere ich entweder in englischer Sprache oder in Hochdeutsch mit ihrem Vornamen anzusprechen hatte, jedoch nie je mit «Grossmutter», geschweige denn – *horribile dictu!* – mit «Omi»! Aber ich sage es jetzt schon: Es tat unserer innigen Beziehung keinen Abbruch, was nicht besagen will, dass wir in politischer Hinsicht die gleiche Meinung vertraten.

Ihre Eltern waren jedoch bereits in mancher Hinsicht ungleich: Die Mutter adelig, der Vater mittelständisch; ihre Wesensart völlig verschieden, und der Altersunterschied betrug volle dreiundvierzig Jahre!





Familienwappen Moser



Fanny und Mentona sind die Kinder aus der zweiten Ehe Heinrich Mosers. nach einer wichtigsten Lebensstationen: Nach einer vierjährigen Lehre bei seinem Vater Erhard, dem Stadtuhrenmacher von Schaffhausen, und einer dreijährigen Meisterlehre in Le Locle machte er sich 1827 als 22-Jähriger nach Russland auf und eröffnete bald darauf seine Uhrenfirma H. Moser & Cie., die aufgrund seiner handwerklichen, wie kaufmännischen Tüchtigkeit innerhalb weniger Jahre zwischen St. Petersburg und der chinesischen Grenze keinerlei Konkurrenz mehr kannte. 1848 kehrte er als äusserst vermögender Mann mit seiner Frau Charlotte, seinen vier Töchtern und Sohn Henri nach Schaffhausen zurück und setzte seine Mittel ein, um federführend die Industrialisierung der Region zu fördern. Diese lag wirtschaftlich darnieder. Er begründete manche Unternehmungen, die auch heute noch bestehen, und baute zur Gewinnung von billiger Energie einen Wehrdamm über den Rhein. 1850 ereilte seine Gattin bei einem Kutschenunglück der Tod. Zwanzig Jahre später ging der nunmehr fünfundsechzigjährige Heinrich mit der 22-jährigen Baronin Fanny von Sulzer-

Wart aus Winterthur

eineinhalb Jahre

geboren, und

zweite Mädchen



eine zweite Ehe ein. Knapp

später wurde die Tochter Fanny

zweieinhalb Jahre darauf das

Mentona.

Vier Tage nach ihrer Geburt starb Heinrich Moser.

Die Mutter der Geschwister Fanny und Mentona kam am 29. Juli 1848 als Tochter des Barons Heinrich und dessen Frau Catharina zur Welt. Ihr Grossvater hatte den Adelstitel von König Maximilian Joseph von Bayern verliehen erhalten. Der Titel ging nach seinem Tod auf den Sohn über, ebenfalls ein Heinrich. Als der gleichaltrige Heinrich Moser 1870 beim Baron um die Hand von dessen Tochter Fanny anhielt, widersetzte sich dieser der Vermählung des ungleichen Paares, was Heinrich Moser jedoch nicht davon abhielt, diese in absentia ihrer – wie auch übrigens seiner – Familie zur Frau zu nehmen. Als Heinrich Moser vier Jahre darauf starb, wurde die 26-jährige Witwe von ihrem Stiefsohn des Giftmordes an ihrem Gatten bezichtigt, was jeder Grundlage entbehrte. Das Gerücht hielt sich jedoch hartnäckig und verwehrte fortan deren Zugang zur Hofgesellschaft. Verbittert verliess sie mit ihren beiden Töchtern das Familienschloss Charlottenfels bei Schaffhausen. (Da sie wie auch ihre älteste Tochter denselben Vornamen tragen, werde ich für das bessere Verständnis die Mutter fortan «Baronin», und die Tochter «Fanny» nennen. Und da wir schon dabei sind: Vor 18 Monaten wurde in einem Vortrag des Historischen Verein Schaffhausen bereits das Leben Fannys vorgestellt und bei einem Symposium vom 27. Mai 2022 in der Rathauslaube vertieft. Ich werde daher heute etwas mehr auf die Vita von Mentona eingehen).

Und so greife ich in Fannys Vita vor und erinnere gerne daran, dass Fanny später als Zoologin bei der Erforschung von Rippenquallen pionierhafte Arbeit geleistet, sowie im Weiteren die im Rahmen der Deutschen Südpolar-Expedition von 1901-1903 gesammelten

Tiere bearbeitet hatte. Dies brachte ihr internationale Anerkennung als Naturwissenschaftlerin ein. Eine Staatsqualen-Gattung wurde mit dem Namen „Moseria“ gar nach ihr benannt, eine Ehre, die einer Forscherin selten zuteilwird. Fast gleichzeitig untersuchte sie im Auftrag des Fürsten von Monaco dessen Tiefseematerial an Rippen- und Röhrenqualen.

Und sie erforschte ein halbes Leben lang parapsychologische Phänomene und Spukgeschichten, immer im Bestreben, echte Ereignisse von Fälschungen und Täuschungen zu unterscheiden. Sie verfasste Bücher darüber, die noch heute die Grundlage bilden für Forscher auf diesem Gebiet.

Aber nach diesem kurzen Exkurs zurück zum Ursprung:

Die Familienlandschaft ist somit gegeben: mütterlicherseits adeliger Herkunft, väterlicherseits aus gutem schweizerischem Mittelstand. Ihre substanzielle Mitgift, die bei ihrer Heirat mit dem immensen Vermögen ihres Gatten verschmolzen wurde, machte die Baronin mit Ausnahme der Töchter königlichen Geblütes zu einer der reichsten Frauen in Europa. Sie litt jedoch zeitlebens unter den seelischen Verletzungen aus ihrer Jugendzeit. Ihr Vater, trotz – oder vielleicht wegen – seines Wohlstandes ein veritabler Geizhals, der auch seine Gattin schlecht behandelte, schätzte zudem die jüngere Tochter geringer ein als deren ältere Schwester Maria. Sie wurde Opfer schlimmer Streiche seitens ihrer Geschwister, die sie mit toten Tieren bewarfen. Sie geriet in Schockstarre, als sie ihre Tante wie auch ihre Mutter, im Gesicht entstellt, im Sarg liegen sah. Dies alles führte dazu, dass sie kein natürliches Selbstverständnis besass, keine eigenständige Persönlichkeit

entwickelte und von Ängsten geplagt war. Und doch musste die Baronin, als sie mit 26 Jahren Witwe wurde, nach aussen die Starke markieren, ihre Rolle in der gehobenen Gesellschaft wahrnehmen. Der seelische Konflikt, den sie zeitlebens mit sich austrug, hatte Auswirkungen auf die Erziehung ihrer Kinder und auf ihre Verhaltensweise gegenüber Fanny und Mentona. Einzig Sigmund Freud mag ein wenig in diese ‚Camouflage‘ eingedrungen sein, als er seine Analysandin *Emmy von N.* (so ihr Pseudonym) zu therapieren versucht. In seinen ‚Studien über Hysterie‘ bespricht er seinen Fall und hält rückblickend in einem Schreiben aus dem Jahre 1918 an Fanny fest, dass er vom Wesen der Baronin «nichts verstanden» habe, nachdem er doch vorerst begeistert gewesen war von der «ausgezeichneten Frau...ihrem sittlichen Ernst...(und) ihrer „geradezu männlichen Intelligenz..» In Tat und Wahrheit war die Baronin unfähig, echte Bindungen einzugehen. Sie überschüttete fremde Menschen mit ihrem Hass, meist hervorgerufen durch ihre inhärente Unsicherheit. Dieser dehnte sich nach der Geburt von Mentona auf diese aus, denn in ihrem Inneren machte die Baronin ihre jüngste Tochter für den Tod des Vaters

Heinrich
lang, so erzählte
habe sie dieses
Mann hätte gesund



verantwortlich. Drei Jahre
sie Sigmund Freud später,
Kind gehasst, weil sie ihren
pflegen können, wenn sie

nicht des vier Tage alten Babys wegen hätte zu Bett liegen müssen. «Ich habe gesagt, dass ich die Kleine nicht geliebt habe. Ich muss aber hinzufügen, dass man es an meinem

Benehmen nicht merken konnte... ich mache mir jetzt noch Vorwürfe, dass ich die Ältere lieber habe.» So nachzulesen in den Aufzeichnungen von Sigmund Freud.



1887 erwirbt die Baronin das Schloss Au am Zürichsee und kann nun selbst Hof halten.

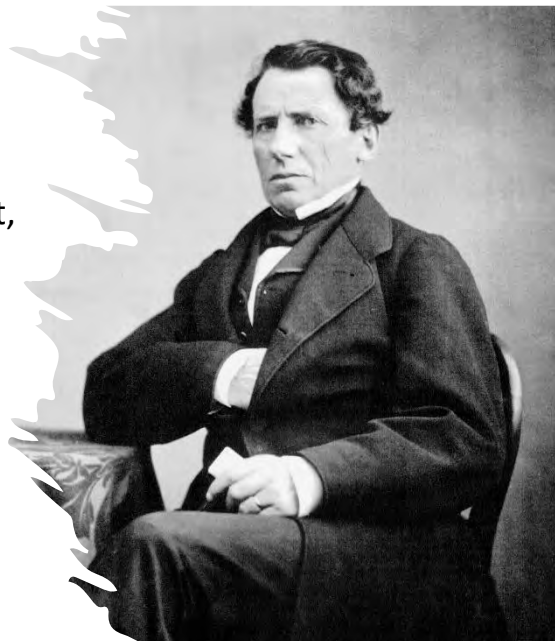
Fanny, im direkten Vergleich der Schwestern Mamas Bevorzugte, eifert der Mutter nach, bewundert sie, wie diese sich in der Öffentlichkeit bewegt. Sie verhält sich



gesellschaftskonform und macht sich das von der Baronin verkörperte Traditionsbewusstsein und die dazugehörigen Standesrituale zu Eigen. Das mütterliche Lob ist ihr jedenfalls gewiss. Und obzwar sie ihren

Vater nur als Bronzestatue kennt und ihn damit erhöht, findet sie Gefallen an all den Geisteskoryphäen, die im Schloss Au zum Diner oder für längere Aufenthalte aufkreuzen und sie unbewusst beeinflussen.

Allmählich jedoch gerät ihre kritiklose Verehrung der Mutter, wohl auch als Folge der einsetzenden Pubertät, ins Wanken. Sie wagt es vermehrt, die Baronin zu kritisieren. Diese bittet Sigmund Freud um sein Gutachten über Fanny – und dieses fällt nicht sonderlich positiv aus. Freud ermuntert jedoch die Baronin, ihre Kinder über den Umstand aufzuklären, dass deren Vater bereits einmal verheiratet gewesen war und dass jener Ehe vier Töchter und ein Sohn entsprungen seien. Die Baronin vermittelt ihren Kindern widerwillig diese Nachricht, löst damit jedoch bei Fanny grösste seelische Not aus. Nicht nur ist damit ihr Bild des Helden zerstört, sondern – Glaube an die Aufrichtigkeit, Mutter. Noch als 79-jährige, an Neujahr 1951, notiert sie handschriftlich, «wie ein Donnerschlag» getroffen und ihr das Gefühl des «Nirgendshabe» gegeben.



Vaters als unerreichbarer schlimmer noch – ihr ja Unfehlbarkeit der jährige, an Neujahr 1951, dass diese Mitteilung sie getroffen und ihr das Hingehörens» gegeben

Mentona dagegen präsentiert sich als schieres Gegenteil von Fanny, die ihr in jeder

Beziehung überlegene

schon von Anbeginn die

ihr quasi die Verantwortung

aufbürdet; sie ist die jüngere

alles andere als geschickt,

und wird deshalb von der

Gästeschar gerügt; sie sieht

festhält, als «hässliches,



Schwester : sie spürt

Ablehnung der Mutter, die

für den Tod des Vaters

und schwächliche; sie ist

bekleckert sich bei Tisch

Mutter vor der gesamten

sich, wie sie viel später

kleines Entlein»; sie ist in

jeder Hinsicht die Unterlegene, die gar von Fanny zurückgestossen wird, als sie Einlass in

Mamas Schlafzimmer begehrt. Und sie vergleicht die Kindergeburtstage: «Solange ich den

Geburtstag zu Hause verlebte, war er ein glanzloser, etwas trauriger Tag: Graue

Oktoberstimmung, fallendes Laub... Keine Blumen lagen auf dem Tisch. – Geradezu

prunkvoll wurde dagegen im Mai der Geburtstag meiner Schwester gefeiert...Fannys

Geburtstagstisch war gross...mit Blumen geschmückt...». Für die Zeitspanne ihrer Jugend

(d.h. bis zum 17. Altersjahr) erbringt Mentona fünfundachtzig Schreibmaschinenseiten

Erzählung, von der Bevorzugung der älteren Schwester durch die Mutter bis zur schlechten

Behandlung der Bediensteten durch diese. Sie flüchtet in die Natur, nur ihr kann sie sich

anvertrauen. Sie fühlt sich einsam und vertieft sich in Bücher, die ihr zuweilen andere

Lebensmöglichkeiten aufzeigen als die gefühls- und seelenlose Umgebung, die sie im

Schloss erfährt und die sie auch von den Gästen oft als gespieltes Theater empfindet. Und so flieht sie in eine Welt eigener Vorstellungen, die jener der pervertierten Maskeraden auf Schloss Au wenig entspricht.

Beide Mädchen haben sich gegen die Mutter durchzusetzen, als es darum geht, dass sie studieren können. Sie sind nicht willens, darauf zu warten, bis sie dereinst standesgemäss aus dem Haus weggeheiratet werden. Und Fanny erreicht trotz dem äussersten Widerstand der Mutter 1891 ihr Ziel, auch deshalb, weil Sigmund Freud der Baronin rät, sie solle die Tochter studieren lassen, und dies ungeachtet seines abgegebenen negativen Verdiktes über Intelligenz und Charakter Fannys.

Mentona dagegen schreibt sich – zum Zorn der Mutter – im selben Jahr als 17-Jährige als Hospitantin an der Zürcher Universität für Vorlesungen über Zoologie ein. Auch sie durchlebt eine äusserst schwierige Pubertät. Ein Selbstmordversuch legt darüber Zeugnis ab. Nach einer Reise nach Algier kommt es zwischen ihr und der Baronin zur unvermeidlichen direkten Auseinandersetzung: da prallen der Moserkopf und der Sulzerkopf aneinander, und danach ist an einen weiteren Verbleib Mentonas auf Schloss Au nicht zu denken. Die Baronin verfügt, dass ihre Tochter in ein englisches Mädchenpensionat nach London-Wimbledon gesandt werde.

Die gemeinsame Konfirmation im Mai 1891 bildet zugleich den Abschluss des nach aussen intakt scheinenden Familienlebens. Die Schwestern verlassen beide das Haus. 1891

bedeutet für Fanny und Mentona auch gleichzeitig das Ende ihrer Jugend. Die Familie fällt vollends auseinander.

Die räumliche Trennung von ihrer Mutter sowie deren stark schwindender Einfluss bewirken bei Mentona ein Überdenken ihrer Lebensanschauung. Was, wenn sie sich schon mit allem Bisherigen nicht einverstanden erklären konnte, sollte sich nun ändern, und wie und wo wollte sie selbst beitragen? – Das London des viktorianischen Zeitalters leistet unerwartet Hilfe! Sie spaziert eines Tages durch die Armenviertel Lambeth und Southwark: ihr Eindruck von den erdrückenden Armutsverhältnissen ist so stark, dass in ihr der Gedanke reift, aktiv mitzuwirken, solcher Not abzuhelpen: sie lässt sich zur Sozialhelferin ausbilden, will ihr Leben in den Dienst der Wehrlosen, der Minderbemittelten, der Unterdrückten stellen. Da sie noch zwei Jahre warten muss, bis sie das Mindestalter für diese Ausbildung erreicht hat, reist sie zurück in die Schweiz. Ihre Wartezeit verbringt sie mit Lesen und Reisen. Nun soll sie als Nächstes vom Finanzberater der Mutter in die Geheimnisse der Vermögensverwaltung eingeführt werden. Diese Belange wollen ihr jedoch nicht in den Kopf: «Ich war heilfroh, als er anbot, meinen Anteil weiter zu verwalten!». Und sie sinniert: «Ich begann das Geld zu hassen. Was hatte es mir eingebracht? Anstelle einer liebevollen Umgebung und fröhlichen Spiels mit Kameradinnen kalten Luxus...Das Geld hatte mir zudem die Mutterliebe geraubt, weil ich als Mädchen

geboren war und dadurch der Mutter Ziel, zu noch grösserem Reichtum zu kommen, erschwerte...»

Als sie 1898 ihre Ausbildung zur Sozialhelferin in London beginnt, ist ihr erstes Arbeitsrevier ein Ort, der sich «Angels' Court» (Hof der Engel) nennt, wo sie die schrecklichen Zustände in den Arbeitsanstalten, den «workhouses» erlebt. Je länger, je mehr gelangt sie jedoch zur Einsicht, dass ihr Einsatz nicht genügend dazu beitragen könne, auch nur die geringfügigsten Änderungen herbeizuführen: die Armen würden immer unter sich bleiben und den „Weltverbesserern“ kaum ihr Vertrauen schenken. Trotzdem prägen die 2 ½ Jahre, in denen sie ihre erste praktische Sozialarbeit verrichtete, Mentona nachhaltig. Doch es zieht sie zurück nach London: sie nimmt im Cottage Hospital eine Stelle als Lernschwester an. Nach einigen wenigen Monaten sieht sie jedoch ein, dass diese Arbeit über ihre Kräfte geht. Sie kehrt zurück in die Schweiz.

Hier ist sie auf Schloss Au nur noch geduldeter Gast. Noch wohnt sie der Verheiratung ihrer Schwester Fanny mit Jaroslav Hoppe bei, dann mietet sie sich eine kleine Studentenwohnung in Zürich. Wiederum verschreibt sie sich der Sozialarbeit: sie hält Vorträge über Wohlfahrt und veröffentlicht Schriften über die weibliche Jugend der oberen Stände sowie über Wohltätigkeit in ihrer praktischen Anwendung. Soll letztere ihren Sinn erfüllen, darf sie nicht Flickwerk, sondern muss nachhaltig sein, so die Hauptthese. Und sie beschäftigt sich bereits mit den Klassen: «Die besitzenden Klassen haben sich an den

besitzlosen Klassen schwer versündigt. Der Sozialismus proklamierte als erster die Pflichten der Reichen und trat für die Rechte der Armen ein.»

Als nächstes gründet sie einen Blindenverein, nimmt an der Gründung der ersten Fürsorgestelle für Tuberkulose in Zürich teil und geht mit Propagandamaterial und zwei Kasten voll Lichtbildern auf Vortragsreise durch die ganze Schweiz. Nun plant sie Arbeitersiedlungen in Zürich, und der Stadtrat willigt ein, unverzüglich mit der Planung von zwei Kinderspielplätzen zu beginnen, die dann bereits 1908 errichtet sind. In diesem Zusammenhang lernt Mentona auch den Bausekretär der Stadt, Dr. Hermann Balsiger, kennen, den sie 1909 ehelicht. Die Baronin erlaubt nur eine Heirat zweiter Klasse auf Schloss Au. Denn ihr missfällt ausdrücklich, dass beide, ihre Tochter wie ihr künftiger Schwiegersohn, bereits seit einiger Zeit Mitglieder der Sozialdemokratischen Partei der Schweiz sind. –

Meine Damen und Herren: es ist spätestens hier evident, wie stark sich Curriculum und Lebensphilosophie der beiden Schwestern unterscheiden, ebenso ihr Bezug zu materiellen Dingen. Trotzdem ist Mentona für die Ältere die erste Ansprechperson, wenn es um heikle Angelegenheiten in der Familie geht, vor allem dann, als sich Fanny mit der Mutter

überwirft und diese als Folge finanziellen Beiträge an das Tag auf den anderen einstellt. Das



davon ihre bis anhin regelmässigen Ehepaar Hoppe-Moser von einem Paar sieht sich plötzlich vor grosse

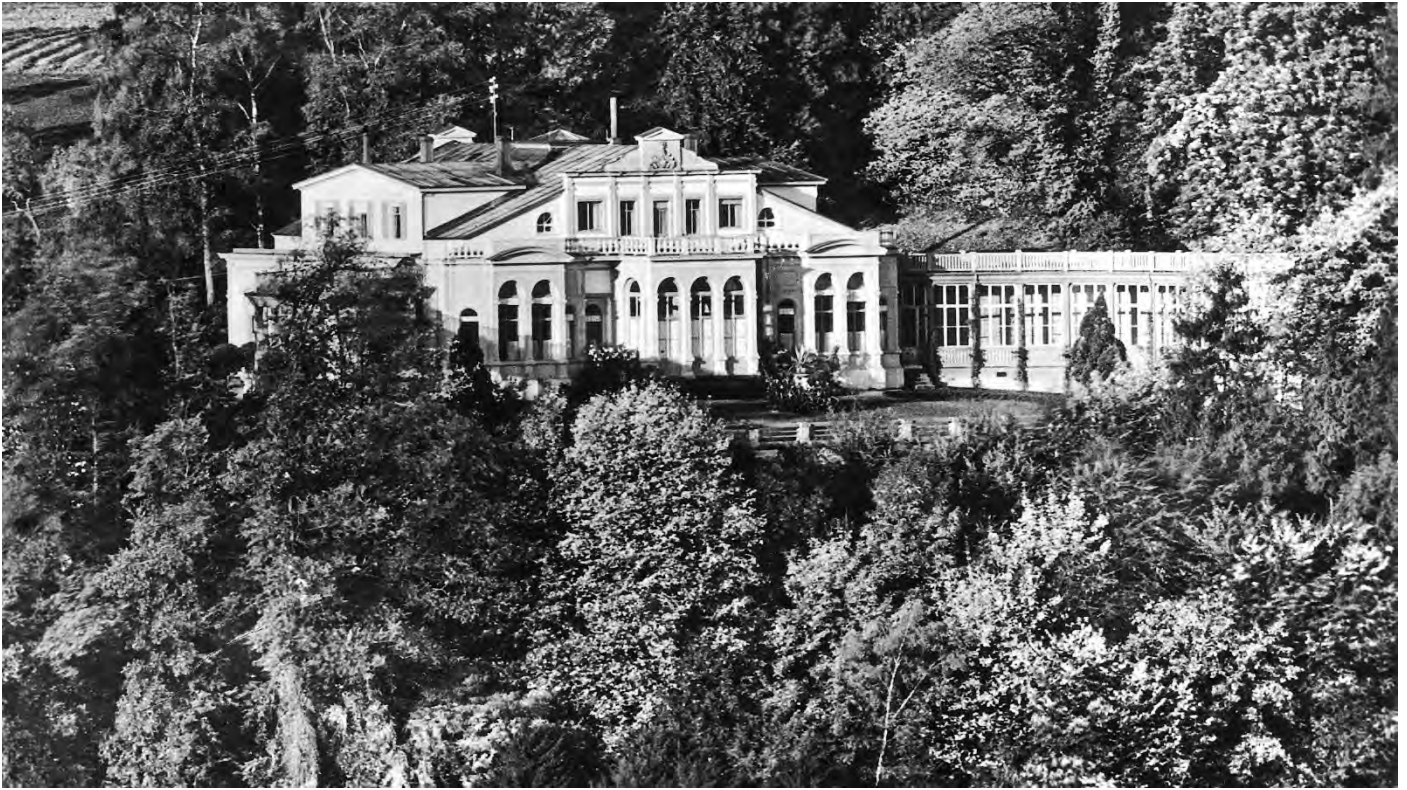
ökonomische Probleme gestellt. Und so schreibt Fanny am 13. Dezember 1907 an Mentona: «Zwischen Frau Moser und mir ist es so ziemlich zum Äussersten gekommen. Frau Moser zahlt überhaupt nichts mehr... ich sehe absolut nicht ein, wozu ich mich nun plötzlich in ein Mauselloch setzen, jede kleinste Reise 10 mal überlegen und mich kleinbürgerlich einschränken soll. Es ist mir dabei lange nicht in erster Linie um das Geld zu thun, sondern Frau Moser zu zeigen, dass sie an mir ihren Meister gefunden hat...». Als die Baronin schliesslich gegen Ende ihres Lebens grosse Summen an entfernte Verwandte und Freunde verschenkt, versucht Fanny, ihre Entmündigung zu erwirken.



Mentona jedoch will davon nichts wissen und befindet, Fanny möge doch anderen auch etwas gönnen.



Aber weiter mit den Lebensstationen von Mentona: Sie wird 1909 Mutter der Tochter Amrey. Zwei Jahre später kommt Edouard (mein Vater) zur Welt, «ein richtiger Moserkopf», wie sie schreibt. Aber ihre Arbeit in den verschiedenen sozialen Bewegungen geht unbeirrt weiter, auch dann, als Edouard an seinem zweiten Geburtstag ernsthaft erkrankt.



Mentona trifft im April 1915 erstmals auf ihren Halbbruder Henri auf dessen Schloss Charlottenfels und es entwickelt sich alsbald eine innige geschwisterliche Nähe zwischen den beiden. Als sie im Jahr darauf auch ihre Halbschwester, die Gräfin Sophie Mikes von Zabola im Beisein von Henri wie auch Fanny kennenlernt, stellt sie fest, dass sie sich im Gegensatz zu ihrer älteren Schwester in dieser hochvornehmen Gesellschaft nicht wohl fühlt. Fanny überreicht ihr nach diesem Treffen noch die Biographie von Professor Adam Pfaff über ihren gemeinsamen Vater Heinrich; Mentona ist zwar darüber sehr berührt, hält in ihren Memoiren jedoch fest, dass sie das Buch dann doch nie gelesen habe. Immerhin: es ist der unbekannte Vater, der die Geschwister gemeinsame Gefühle erleben lässt.

Aber bald ziehen an Mentonas Ehehimmel dunkle Wolken auf. Die politische Einstellung ihres Gatten ist ihr zu wenig links, während sie immer mehr zur Einsicht gelangt, dass gesellschaftsstrukturelle Veränderungen nur mit radikalen Methoden zu erreichen sind. Ihrem Mann steht eine glanzvolle Karriere als oberster Richter des Kantons Zürich bevor, aber nur dann, wenn er sich von der angehenden Kommunistin trennt. Es kommt zur Scheidung, begleitet von allen nur erdenklichen gegenseitigen Vorwürfen. Immerhin etwas erheiternd wirkt da die Bitte des Anwalts von Hermann Balsiger an seine geschiedene Frau: sie möge doch bitte darauf hinwirken, dass die beiden Kinder, wenn sie ihre Grosseltern besuchten, wenigstens vor den alten Leuten keine kommunistischen Kampflieder mehr singen. Der alte Papa Balsiger stamme eben noch aus einer Zeit, da man sich die Kommunisten nur mit Hörnern und Schwänzen denken konnte!

Finanzielle Unterstützung erhält Mentona jedoch praktisch keine. Sie muss die Familie selber durchbringen, wird Mitarbeiterin beim «Reformbund der Übergangszeit» und übernimmt danach während fünf Jahren die Leitung der Mutter- und Säuglingspflege bei Pro Juventute. Sie erarbeitet 1908 die fundamentalen Voraussetzungen für die Gründung der Schule für Soziale Arbeit, heute eingegliedert bei der Zürcher Hochschule für Angewandte Wissenschaften. Als nächstes setzt sie sich für das passive Stimmrecht der Frau in Schul- und Kirchenpflege ein. Dann wird sie zur Leiterin der kommunistischen

Frauengruppe der Schweiz ernannt, nimmt Einsitz in der Parteizentrale und darf 1926 als Mitglied der Erweiterten Exekutive der KP nach Moskau reisen.

Der Tod der Baronin im
Mentona und Fanny wieder
wohnen der Beerdigung der
beide sind von dieser auf



April 1925 bringt
zusammen: beide
Mutter bei. Und
den minimalen

Erbteil gesetzt worden, der jedoch noch immer beträchtlich ist. Erneut erteilt Fanny
Mentona Ratschläge in Kindererziehung sowie in materiellen Dingen, auf welche die
Jüngere nicht eingeht.

Denn sie hat ihr Projekt, das nun aufgrund ihres neuen Reichtums finanziell durchführbar
geworden ist: die Gründung eines Internationalen Kinderheims in Sowjetrussland, unweit
von Moskau. Diesem Unterfangen ist ein voller Erfolg beschieden, und sie wird auch noch
im hohen Alter nach der Sowjetunion reisen, um den Hort, der inzwischen über
zweihundert Jugendliche beherbergt, zu besuchen. In den späten Zwanzigerjahren finden
wir Mentona in Berlin, wo sie sich die Mitwirkung von Ernst Busch, Hanns Eisler und Erich
Weinert sichert, um mit dem Rotfrontkämpferbund Widerstand gegen die
Nationalsozialisten zu leisten. Sie übernimmt konspirative Aufgaben und setzt,
insbesondere nach der Machtübernahme der Nazis, verschiedentlich ihr Leben aufs Spiel.
Ihre Genossen drängen sie, Deutschland zu verlassen und sich in die Schweiz abzusetzen.

Widerwillig folgt sie endlich deren Rat, denn ihr Steckbrief ist von der Gestapo schon an alle Zollämter verteilt worden. In Basel schliesslich entwischt sie 1934 einem unachtsamen deutschen Zöllner in die Schweiz. Aber bereits im Jahr darauf reist sie nach Frankreich, mit sensiblen Aufgaben betraut und wirkt u.a. in der KP Frankreichs mit.



Den zweiten Weltkrieg verbringt Mentona in der Schweiz, inzwischen mittellos geworden, als ihr guter Freund aus Kampfzeiten, Wilhelm Pieck, Mentona 1950 die Staatsbürgerschaft der DDR anbietet; er ist inzwischen Staatspräsident geworden. Begeistert nimmt die 76-jährige diese an, wohnt fortan in Berlin. Hier nimmt sie weiter aktiv am Parteigeschehen teil. Sie erhält einige der höchsten Auszeichnungen, die die DDR zu vergeben hat. 1966 stirbt ihr Sohn Edouard.



Mentona selbst erhält 1971, als sie im Alter von 96 Jahren für immer einschläft, ein Staatsbegräbnis, an dem der Sprechende als Vertreter der Familie teilnimmt. Ihr Wunsch, den sie testamentarisch festgelegt hat, nämlich im Waldfriedhof Schaffhausen im Ehrengrab ihres Vaters und Halbbruders beigesetzt zu werden, geht nicht in Erfüllung. Stattdessen ruht sie im Ehrenhain der DDR in Berlin-Lichterfelde.

Fanny ist in dieser Hinsicht erfolgreicher. Es gelingt ihr, die Unterstützung des Stadtpräsidenten von Schaffhausen, Walther Bringolf, zu erlangen, damit ihre Urne nach ihrer Feuerbestattung im Ehrengrab der Moser'schen Familie beigesetzt wird. Für sie, die noch zwei Jahre vor ihrem Tod 1951 ihrem Tagebuch das Gefühl des «Nirgendshingehörens» anvertraut hatte, ist dieser letzte Akt ein Heimfinden in die Familie.

In einer Tagebuchnotiz im Januar 1962 vermerkt Mentona: «Die dominierende Note in meinem Leben war (und ist noch!) die Sehnsucht, ‚nostalgia‘, einst nach Mutterliebe, denn ich erfuhr sie nie, gleichzeitig nach dem Vater, denn er starb einige Tage nach meiner Geburt. Dann folgte das Verlangen nach meinem Mann, den ich nie ganz erfassen konnte

und mich noch zwanzig Jahre nach ihm zurücksehnte...später fortgesetzte Sehnsucht nach meinem erkrankten Sohn...» Und eine weitere Eintragung: «Ich freue mich sehr auf den Tod. Ich habe ein reiches Leben gehabt, grosses Glück und grosse Schmerzen – herrliche Zeiten, auch tieftraurige. Immer ging es vorwärts, aufwärts... ich hab' gehabt, ich gehe gern...». –

Fanny und Mentona haben sich auf unterschiedliche Weise von ihrer dominanten und zugleich von Lebensängsten geplagten Mama emanzipiert. Und sie beschritten unter grossen individuellen Schwierigkeiten neue, ebenfalls stark kontrastierende Lebenswege. Da war auch nie Schwesterliebe: der heutige Stand der Familienforschung erlaubt die Annahme, dass sie sich 1925 bei den Abdankungsfeierlichkeiten für ihre Mutter letztmals persönlich begegnet sind. Angesichts der Tatsache, dass sie beide zwischen 1943 und 1950 in Zürich wohnten, ist dies doch eine bemerkenswerte Feststellung.

Was bleibt? Was verband die Schwestern, was hatten sie gemeinsam? Sicherlich verachteten sie die Mutter wie sie andererseits den unbekannten Vater verehrten. Und wie er, so waren auch sie Pioniere: emotional, herrisch, starrköpfig, selbstbewusst, kreativ, das volle Leben atmend – bestrebt, aus der Zwangsjacke der Tradition, die sie umschlungen hielt, auszubrechen und mit den von ihnen besetzten Themen zu neuen Ufern vorzustossen. Sie verfolgten sie mit eiserner Disziplin, Konzentration und Beharrlichkeit – fast bis zur Besessenheit.

In Ihrem Naturell jedoch waren sie grundverschieden: Fanny, obwohl wie Mentona innerlich hin- und hergerissen, die Intellektuelle, Rationale. Mentona dagegen blieb zeitlebens eine Schwärmerin mit einem stark gefühlsbetonten Element. –

Der persische Dichter Sâdi schrieb: «Unser Ziel ist, etwas zu leisten, das uns überlebt.» Es war der Leitspruch ihres gemeinsamen Halbbruders Henri Moser. Er trifft genau so auf die ungleichen Schwestern zu – auf Fanny und Mentona.

